

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Geistliche Walküren-Allüren
Autor: Kronenberg, Ignaz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

so hoch galt ihm der Friede dieses Mädchenherzens, auch jetzt, wo er es zu einer selbstvergeffenen Hingabe bereit glauben durfte.

Und nun, als der Doktor so weit gelesen hatte und die Blätter gedankenvoll zusammenfaltete, versetzte er sich in die vertraute Seele seiner Freundin. Schritt für Schritt suchte er den Weg zurück, den sie so entschlossen gegangen war — immer klarer und notwendiger erschien ihm das feste Gefüge ihrer herzhaften Gedanken, immer reiner ihre Tat. Die Einwände und Zweifel, mit denen er der teuren Frau, als säße sie ihm gegenüber, in die Augen drang, lösten sich auf und zerrannen in Nichts wie die letzten schleichenden Nebel da unten über der Aare. Ihr Tod war ein freies Liebesopfer. Um dem geliebten Kinde auch die letzte Trübung des Glückes zu ersparen, griff sie eigenmächtig in das blinde Schicksal, das die Verwirrung nicht lösen wollte. Sie starb, damit andere ohne Vorwurf und innern Zwiespalt sich des Lebens freuen konnten. Darum hatte sie auch das Geheimnis ihres Sterbens den Händen des bewährten Freundes anvertraut; sie schämte sich ihrer Tat nicht vor ihm, sie bekannte sich dazu; aber mit der Aufforderung „Macht meine Kinder glücklich!“ gab sie ihm den Wink, das Geheimnis so zu verwalten, daß aus ihrem Opfer auch ein wirkliches Glück hervordulihen könne.

Ja, das wollte er. Frau Leonies Tod sollte Segen bringen über die Kinder. Dem Mädchen sollte er erscheinen wie eine natürliche Schicksalsfügung, die seinem Glück im rechten Augenblick das verammelte Tor sprengte. Das war, er zweifelte nicht, der Wunsch der Sterbenden gewesen.

Seinem Sohn gegenüber empfand er anders. Ihm war er entschlossen die ganze Wahrheit zu offenbaren. Er sollte es wissen, welcher Tat weiblicher Großmut er sein Lebensglück verdanke, und das Geheimnis sollte zum stillen Verbündeten seiner Liebe werden. Wenn er einst den Tag gekommen glaubte, der ihm zu reden gebot, weil er der unwandelbaren Liebe seines Weibes gewiß war, dann mochte auch das geschehen. Sein Herz mußte ihn da leiten.

Also beschloß es der Vater, und es war ihm, als spürte er den festen Händedruck, mit dem sein Ferdinand ihm versprach, den Willen der Verstorbenen zu erfüllen.

Es war Mittag geworden, als Doktor Luz sich aus seinen Gedanken erhob, um den Heimweg anzutreten und den nächsten Pflichten nachzugehen, die der Tod der Freundin ihm als dem Nächststehenden auferlegte.

Noch einmal betrat er das stille Haus und das noch stillere Sterbezimmer. Während er am Bette der Toten stand, ganz ins Anschauen der geliebten Züge versunken, hub in der Ferne das Mittagsgeläute der Münstererglocken an. Er ging und öffnete das Fenster. Die frische Herbstluft strömte herein, und mit ihr wallte und wogte der eherne Dreiklang daher, breit und mächtig wie ein Choral, Stimmen aus einer höhern Welt, Verkündigerinnen einer milden Gerechtigkeit, die wie die Sonne des Tages leuchtet und strahlt zum Trost aller irrenden Menschen.

Jetzt hatten sie ausgeklungen.

Noch einmal wandte der Arzt sich zum Lager der Toten. Er meinte schon ein Lächeln auf ihrem Antlitz zu finden. Aber starr, unbeweglich ernst blickten die Züge.

Unerbittlich ist der Tod . . .

Geistliche Walküren-Allüren.

Nachdruck verboten.

Eine lustige Reitergeschichte von Ignaz Kronenberg, Meyerskappel.

Hojotoho! Hojotoho! Heiaha! Heiaha! Habei! Habei! Heiaho! Das fängt gut an, nicht wahr! Hüpfst es da nicht wie Galopp und Trab! Hussa, Walkürensang, Walkürenluft! Aber das hat doch mit „Geistlichkeit“ nichts zu tun? Hat man je so etwas erlebt! Nur flott aufgesessen und mitgeritten! Jetzt kommt's.

Jrgendwo im schönen Schweizerlande — ach was, der Leser findet ja bald heraus, daß da Münster (Luzern) gemeint ist — wird das Fest der Auffahrt Christi besonders feierlich begangen. Die breite Hauptstraße herauf kommt da am Nachmittag eine wunderschöne Prozession hoch zu Ross. Am Morgen früh, um fünf Uhr, waren sie ausgezogen, die betenden Reiter, und haben in weitem Bogen die Ortschaft umkreist, und das Viehern der Pferde — manchmal über zweihundert — vermischte sich mit dem Gesang der Vögel, dem Gebet der Reiter und den geistlichen Liedern zu einer wunderbaren Symphonie. Gegen Westen zog man aus, und von Osten her naht sich der Zug gegen drei Uhr nachmittags wieder der Ortschaft und entfaltet zum Einzug die größte Pracht. Voran ein Reiter im wallenden roten Mantel mit der Stiftsstandarte, einer ehrwürdigen dreieckigen Flagge, dann der silberglänzende St. Michael, Patron des

Stifts*), auf einer Stange von Ebenholz, Kirchenlieder mit Fahnen und brennenden Laternen, umwallt von weißen Spitzengewändern, gegürtet mit dem Cingulum des Priestergewandes, eine Blechmusik. Und ein ganzer Chor von Geistlichen, in prächtige Tüll- und Filzspitzen gehüllt, bildet die nächste Umgebung des Priesters, der das hochwürdigste Gut trägt unter dem seidenen Baldachin, den vier Reiter tragen, die manchmal Mühe haben, ihre durch die Musik und das festliche Gedräng erregten Pferde so zu leiten, daß der Baldachin stets über dem in herrlichem weißem Spitzengewand prangenden Zelter des Allerheiligsten tragenden Priesters schwebt. Unter vielen Triumphbögen hindurch aus Tannengrün und Blumen sind sie gezogen, bis sie bei der Rückkehr mitten im Flecken den größten und schönsten passieren, unter welchem der feierliche Segen erteilt wird. Kavalleristen in schmucker Uniform sprengen zwischen den langen Reiterlinien auf und ab und halten Ordnung, zeigen dabei aber auch nicht ungerne ihre Reiterkünste.

Es ist eine wahre Sünde an der Kunst und an unserer Heimat, daß noch nie ein Maler sich daran gemacht hat, dies

*) Ueber das Chorherrnstift Münster s. „Die Schweiz“ XIII, 1909, 134 f.

alles in einem Bilde größern Stils zu verewigen. Was ließe sich nur aus solch einem Reiter machen, der den langen schwarzen Mantel gleiten läßt von den Schultern weg bis über den Schweif des Pferdes! Und da haben wir Hunderte von solchen beisammen. Und dazu die unzählbare Menge des Volkes, zumteil weit hergewandert, die alljährlich das eindrucksvolle Schauspiel genießen will. Die Lichtbilder, die alljährlich davon aufgenommen werden, sagen uns doch allzuwenig.

Nun zur Hauptsache! Es ist klar: wer an der Prozession teilnehmen will, der muß auf einem Pferde sitzen, und wenn das Pferd sich in Bewegung setzt, so nennt man das reiten, und reiten kann nicht jeder, denn das Reiten ist eine Kunst, und alles dasjenige, was man nicht kann, ist — eine Kunst.

Ich hatte aber schon längst den sehnlichsten Wunsch, einmal beritten an dieser Prozession teilzunehmen. Dieser Wunsch wäre wohl nie in Erfüllung gegangen, wenn nicht eine Anstellung am Stift als Kantor mir den Weg geebnet hätte. Nun aber mußte ich doch vorher die edle Reitkunst erlernen. Und ich muß sagen, die Gelegenheit dazu bot sich mir unter außerordentlichen Umständen dar. Ein lieber Studienfreund von mir war ein vorzüglicher Reiter — für einen Lehrmeister war gesorgt. Er war in einer Bauernfamilie, wo man gute Pferde hatte, wie daheim — für den Gaul war also auch gesorgt. Ich mußte mir nur noch Knöpfe an die Hosensöße nähen für die Riemen, und dann konnte der schöne heißersehnte Tag anbrechen, wo meine Reitkunst die ersten bescheidenen Blüten entfalten sollte.

O, es war ein schöner Tag, ein Frühlingstag voll Sonnenschein und Blütenduft! Früh mußte da die Mittagssuppe auf dem Tische stehen, und nicht achtend neidischer Stichelreden eines von Walkürengestirbt nicht im mindesten angesteckten weiblichen Wesens machte ich mich, das Herz geschwellt von kühnen Hoffnungen und Plänen, auf den Weg. Noch nie war mir die Fußwanderung so profaisch, ja, was soll ich sagen, so gemein, so plebejisch vorgekommen wie heute. Mein Freund war schon voraus, weil das Dragonerpferd, das er sich auserwählt, eine gute Viertelstunde von jenem Ort entfernt sein Heu und Hafer fraß, wo das mir zur Benützung vom Schicksal bestimmte edle Roß — ein zweiter Grane — seinen Stand hatte.

Ich wurde gut aufgenommen von den braven Leuten, und ein Sohn führte mir das Pferd gestriegelt und gefattelt vor, die Hufe glänzend schwarz gewischt, das Metallzeug blank gepußt. Natürlich fragte ich zuerst, wie das Pferd heiße, und als ich wußte, daß sein Name „Schäggi“ war, nannte ich es sofort Schäggele, streichelte es und tätschelte ihm den Hals. Es war nicht hoch und hatte niedliche Formen, es war mir lieb auf den ersten Blick.

Nun hieß es aufsitzen! Der junge Mann sagte mir, von welcher Seite aus diese Manipulation vorgenommen werde — jetzt hab ich es längst wieder vergessen — und dann schwang ich mich als alter Turner ohne große Schwierigkeit in den Sattel und suchte auch sofort, wie es sich gehört, mit dem freien Fuß in den Steigbügel zu gelangen. Der Schäggi wieherte laut auf, was mir eine gute Vorbedeutung schien. Dem Bauernsohn zuckte es so seltsam um die Mundwinkel, als er den „Professor“ zu Pferd ersah. Mit einem leichten Schläge setzte er den Schäggi samt Zubehör in Bewegung und wies ihm die Richtung auf der Straße an.

Also — ich saß jetzt zu Pferd, und das Pferd ging, ging von selbst, ohne daß ich etwas dazu tat! Ich konnte nur zuschauen und mich tragen lassen, alles andere besorgte der Gaul. Ah, welch wonniges Gefühl durchströmte da meine Brust! Es ist ganz unmöglich zu beschreiben, was das für eine Lust für mich war. Fünzig Schritte von der Scheune — da brach es los, ein unbändiges, närrisches Lachen vor Freude. Es war mir ganz unmöglich, diesen Lachkrampf zu unterdrücken. Die hellen Tränen rannen mir über die Wangen, und nur mit Schrecken konnte ich daran denken, es könnte mir

in dieser Verfassung jemand begegnen. Im schwarzen Rock, zu Pferd und so närrisch (hier sollte man ein Kopfschütteln markieren)!

Aber wer hätte auch gedacht, daß das Reiten so leicht geht! Eine Bagatelle ist's, die reinste Bagatelle! Oder dann bin ich der richtige Tausendkünstler, und was andere schwer ankommt, ist mir ein — Spenz!

Ich fühlte mich.

Sogar einen ganz leichten Trab schlug der Schäggi an, ohne daß es mir Beschwerden verursachte — im Gegenteil — riesiges Vergnügen, jauchzende Walkürenalust! Dann ging er wieder ruhig und gelassen mit seinem lachenden Reiter seines Weges, ohne daß ich ihn störte oder irgendwelche Zumutungen machte! Ich wußte ja noch aus der Schule, daß das Pferd zu den intelligentesten Tieren gehört, und ich bewunderte wirklich die Intelligenz meines Schäggi, der wie von selbst von der Straße ab jenem Hause zulenkte, wo der Dragoner meines Freundes auch schon gefattelt und wiehern und scharrend auf den Reiter wartete.

Respektvoll und grüßend kamen die Leute heraus. Ich sah schon, man hatte mich beobachtet, und mein erster Ritt hatte die Kritik ausgehalten. Mein Freund meinte, das gehe ja schon ganz nett, wir dürfen es wohl wagen, der berühmten „kleinen Stadt“ am See einen Besuch abzustatten.

Da hatte ich natürlich nichts dagegen, und weil ich mir vor den Bauersleuten nicht gern Instruktion geben ließ, so war ich für sofortigen Ausbruch. „Wir haben dann mehr Zeit, wenn wir noch weiterwollen.“ Das leuchtete meinem Kompagnon ein, und wie der Blitz saß er auf seinem mutigen Kriegsroß, und ohne sich nach mir umzusehen, trabte er schon in südlicher Richtung auf der Landstraße vorwärts — der böse, heimtückische Mensch!

Ja, ich dürfte vielleicht noch einen etwas derbern Ausdruck brauchen. Denn all das Leid, das nun über mich hereinbrach, hat er verschuldet mit seinem stürmischen Davonzug. Der Schäggi wollte nämlich zeigen, daß er es auch könne, und lief mit seinem Reiter davon — aber nicht nach Süden, sondern nach Norden, der heimatischen Scheune zu, also Divergenz der Bewegungen!

Daß das Heimweh einen Menschen derart packen kann, daß er willenlos in der Richtung seiner Heimat fortläuft, hatte ich schon oft gelesen. Aber daß dies auch beim Pferd vorkommen könne, war mir neu und kam mir momentan recht unangelegen. Ich zweifelte zwar noch nicht an der Intelligenz meines Schäggi; aber ich glaubte, er wolle sich mit mir einen etwas unüberlegten Scherz erlauben, er mache „Witze“, und hoffte durch Zerran an den Zügeln ihn bald zur Sinnesumbildung, was noch wichtiger war, zur Richtungsänderung veranlassen zu können — aber ohne Erfolg. Ich verlegte mich nun aufs Bitten und rief mit flehender Stimme: „Hoh, Schäggele, Schäggele, hoooh!“ (Nicht etwa hojotoho zu lesen!) — Es war wie verhezt: als hätte ich ihm die Sporen in die Weichen getrieben (ich trug zwar keine Sporen an den Stiefeln), rannte mein Gaul davon. Immer rascher wurde sein Trab. Mich warf es in der Luft herum wie einen Gummiball, ich verlor die Steigbügel, verlor die Gerte, „der Hut flog mir vom Kopfe“, ich verlor alles, was man überhaupt bei einer solchen Gelegenheit zu verlieren imstande ist, und als ich gewisser Besürchtungen halber auch noch die Zügel preisgeben mußte, da hockte ich auf dem trabenden Gaul wie der Frosch auf einem Sparren. Aber ich hielt mich wenigstens mit bewunderungswürdiger „Hingebung“ und Ausdauer an der Mähne des bösen Schäggi fest.

Hätten die mir unheimlicher Schnelligkeit sich abwickelnden Ereignisse mir dafür Zeit gelassen, so wäre ich jetzt schon während gewesen über das Tier. Man denke sich nur meine Lage! Auf dem Felde standen die Leute an ihren Geräten und krümmten sich vor Lachen, halbwüchsige Jungen zeigten jubelnd auf den neuen Don Quichotte... Und mein Freund? Ja, der



Studio eines Alchemisten, zur Jubelfeier der Universität Genf von Burkhard Meber aus seinen eigenen Sammlungen eingerichtet; links am Studierisch Burkhard Meber.

Als ich mich umdrehen wollte auf dem störrischen Gaul, um ihn um Hilfe anzurufen — bei welcher Gelegenheit ich auf den äußersten Punkt des labilen Gleichgewichts geriet — da sah ich, wie er gemächlich hinter mir hertrabte und ebenfalls lachte — lachte — lachte, daß es ihn selbst fast vom Pferde warf. Nun aber war ich ernsthaft zornig.

„Du dummer, verrückter Schäggi,“ rief ich, „wo willst du eigentlich mit mir hin? Hoh, Schäggi, Schäggi, hoooh, hoooh...“ Alles umsonst! Dieser Noßgrind! Es stellte sich immer deutlicher heraus, daß ich seine Intelligenz bedeutend überschätzt hatte, daß er absolut keine höheren Ideale kannte als seinen Stall und seine Futterkrippe, und dahin wollte er zurück, da half weder Güte noch Strenge. Ganze Büschel Haare blieben von seiner Mähne in meinen Fingern, und mehr als einmal war ich auf dem Punkte, den Schäggi — wenn auch mit größter Abneigung und „Herablassung“ — zu umhalsen.

Endlich, als meine mit Verzweiflung und Angst gepaarte Wut ihren Höhepunkt erreicht hatte, hielt es mein sogenannter Freund und Reitmeister für geraten, sich von seinem erhabenen Standpunkt herabzubemühen, sich ins Mittel zu legen und den Schäggi zu stellen. Er war sogar so gütig, die verlorenen Gegenstände in höchsteigener Person zusammenzufuchen und mir zu bringen. Denn vom Schäggi herunter wollte ich nun erst recht nicht. „Hat mich der Kerl nicht herunterwerfen können mit aller Gewalt, so will ich jetzt auch nicht freiwillig absteigen... Aber ist das Freundschaft, ist das überhaupt christlich oder auch nur menschlich, statt einem in der hilflosesten Lage zu helfen, über einen zu lachen?!“

Meine Philippika an den Herrn Reitmeister vermochte nicht einmal, ihn aus dem Lachen herauszubringen, geschweige ihn von seinem Unrecht zu überzeugen. Schließlich meinte er bloß, er habe schon manche Predigt gehört, aber das sei ihm noch nie gesagt worden, daß man nicht lachen dürfe, wenn ein Professor so auf dem Pferd sitze wie ich.

„Ja, da haben wir's! Hohn und Spott hat man noch obendrein! Du willst mein Reitmeister sein, und anstatt mir die Sache zu zeigen, bringst du mich heimtücklich in die allergefährlichsten Situationen hinein und wärst vielleicht froh gewesen, wenn mich der Schäggi abgeworfen und mit seinen Hufen zerstampft hätte!“

„Manu, nur nicht zu böse! Es ist ja anfänglich ganz gut gegangen, und du hast gemeint, du brauchst nicht mehr viel zum vollendeten Kunstreiter. Nun hast du als erste Lektion den Beweis, daß das Ding denn doch nicht ganz so leicht ist. Und nun, aufgepaßt! Jetzt will ich dich mal recht in Ordnung bringen auf deinem Gaul. Das steht ja aus wie ein geplatzter Luftballon!“

Unter seiner sachkundigen Hand kamen nun die verschiedenen Riemen und Stränge bald in ordnungsgemäßen Zustand, und dann gabs Instruktion:

„Da ist die Gerte, so hält man die Zügel. Aber unterscheide wohl zwischen Stangengebiß und Trense! Daß du mir ja nie am Stangengebiß zupfst, sonst brennt dir der Gaul wieder durch oder stellt sich auf die Hinterbeine und wirft dich ab.“

„Aber,“ jammerte ich, „was will ich denn machen ohne Sporen!“

„O, so ganz ohne Sporen bist du ja nicht! Diejenigen an den Stiefeln wären aber in unserem Falle ganz überflüssig für dich. Ich habe sie nur angeschafft für den Fall, daß ich für dich zum Doktor galoppieren müßte.“

„Nette Gegend!“

„Ja, unsereins muß immer auf alles gefaßt sein... Doch jetzt wollen wir's wieder probieren. Ich fehr' dir jetzt den Schäggi um und stell' ihn neben meinen Gaul. Dann reiten wir vorerst im Schritt gegen S., und ich gebe dir etwelche Gelegenheiten, dich im Lenken zu üben. Wo die Straße ganz eben läuft, können wir einen leichten Trab riskieren.“

Also geschah es. Und wenn ich nun nach dem ausgestandenen Schrecken auch mit einigem Zagen dem Freunde folgte, so wurde dies bald wieder verdrängt von einem ganz himmlischen Wohlbehagen, von jubelnder Walfürenluft, daß es jetzt so gut ging und ich neben einem andern Reiter stolz das Land durchziehen konnte. Auch der Trab auf der ebenen Landstraße ging ohne Unfall vorüber, und wohlgenut ritten wir ein in die „Kleine Stadt“ am See, über die „manch Ritter wohl gespottet hat“. Dasselbst labten sich die Pferde an reichlichem Hafer, die „Mannen“ aber an einem Glase Roten. Wie das meine Kurajsch anfeuernte! „Jetzt reite ich mit dir um die ganze Welt herum,“ rief ich; „aber um den See herum müssen wir zum allerwenigsten heute!“

Froh leuchtete es auf im Gesichte des gestrengen Herrn Reitmeisters. Er fing an zu rechnen:

„Zwei, drei und eine sind vier Stunden. Na, das geht, aber nirgends lang sitzen!“

Wie ritten wir jetzt so stolz durch das Städtchen! Fast war ich geneigt, ein bekanntes Schriftwort anzuwenden. „Du bist keineswegs die geringste unter den Städten Israels. Denn durch dich sind geritten die berühmten Reiter — er und ich!“ Doch ich ließ es bleiben, und da ich mich als Ritter fühlte, so glaubte ich auch, deren Spott nachahmen zu müssen, und erzählte meinem Freunde, wie einst ein schwäbischer Handwerksburche mit Schimpf und Schande aus dieser Stadt hinausgestoßen wurde, weil er den frechen Ausspruch getan: „So e lauffiges Städtle, und nitamol e Strehl!“ Er hatte sich nämlich einen Kamm kaufen wollen; aber der Artikel war überall vergriffen.

Wie herrlich war nun der Ritt entlang dem freundlichen Ufer des Sees, wo blühende Obstbäume erquickenden Schatten spendeten! Ich fühlte mich jetzt ganz sicher auf dem Rücken meines Schäggi, Trab und Galopp, alles wurde probiert und rasch kapiert. Ich wußte mich kaum zu fassen vor Freude, ich reckte mich in den Steigbügeln und sog mit Lust die erfrischende Brise ein, die über den See hinstrich, geschwängert mit dem Parfüm des Mai. Ich hätte jetzt mit keinem Fahrzeug getauscht, nicht mit dem Salondampfer, nicht mit dem Luxuswagen der Eisenbahn, nicht mit der feinsten Hofkutsche auf Gummireifen, nicht mit dem schnellsten Automobil. Höchstens etwa noch mit Zeppelins Luftschiff; aber davon wußte man damals noch nichts.

Der Schäggi machte sich nun wirklich ganz brillant. Er suchte soviel wie möglich gutzumachen, was er anfänglich gefehlt hatte. Er gehorchte so willig und hatte einen so leichten und molligen Trab, daß ich saß wie auf Federkissen. O, er war doch ein

gutes Tier, der Schäggi! Ich hatte ihm offenbar unrecht getan, und es stellte sich bei mir so eine leise Abnung ein, der Schäggi sei möglicherweise nicht ganz allein schuld gewesen an meinem Mißgeschick.

Natürlich erregten die Reiter, die in der Gegend, wenigstens an Werktagen, immer etwas Seltenes sind, sehr die Neugierde und die Schaulust der Passanten, und in den Dörfern liefen die Leute herbei und gafften uns nach. Aber wir ließen ihnen wenig Zeit dazu: eine leichte Berührung der Pferde mit der Reitpeitsche genügte, um uns bald aus ihrem Gesichtskreis zu tragen. Allzu kritischen Blicken setzten wir uns nicht gerne aus. Als wir nun so im vollen Trab in N. an einer Sägemühle vorbeiritten, glaubte ein großer Hund, der dort lag, es sei seine Pflicht, uns zu begrüßen. Mit einem wütenden Bellen fuhr er direkt meinem Schäggi in die Beine. Aber, o weh, der verstand den Spaß schlecht und gab dem Köter einen tüchtigen Huftritt auf sein zottiges Fell. Das war dem Sultan zu starker Pfeffer, und heiser heulend huschte er hastend heim. Schön gesagt, nicht wahr? Es hätte aber der Wirklichkeit ebenjogut entsprochen, zu sagen: hastete er hustend heim; Schäggis Tritt hatte ihm den Atem benommen. Wie lehrreich war diese Begebenheit wieder für uns Moralisten! Wie konnten wir da nützliche Betrachtungen anstellen über die Schädlichkeit des blinden Eifers und unkluger Einmischung in Dinge, die einen nichts angehen! Ja, es geht halt nichts über das Reiten!

Inzwischen war aber sogar mein Herr Reitmeister etwas übermütig geworden. Er fing an, sich mit seiner Reitkunst zu brüsten und meinte, er könne auch ganz wohl ohne Steigbügel traben, ohne zu riskieren, herunterzupurzeln. Gefagt, getan, und wirklich,



Ein Ausschnitt aus der keramischen Sammlung Burkhard Rebers (im Hause Pyramus de Candolle zu Genf). Französisches Apothekergeschirr aus dem XVIII. Jahrh., einzelne Stücke aus Zürich und Carouge.

DIESCHWEIZ
17667.

es ging. Da glaubte ich aber, es sei höchste Zeit, ihn zu demütigen, und gab seinem Pferde schnell hinterrücks einen leichten Schlag mit der Gerte, und — „besch mere niene gseh“ — da lag mein hochmütiger Rittmeister ganz prächtig seiner Nosnante am Halse, als ob er sie küssen wollte. Gelt, Rittmeisterlein, du warst froh, wieder in die Steigbügel zu schlüpfen!

Mit Scherzen und Lachen gings weiter, und bald erreichten wir die Metropole des Tales, wo man gerade das hohe Fest des Kirchenpatrons feierte, auch eines Ritters, des Drachentöters Georg. Da ist es begreiflich, daß der Einzug so seltener Reiter, wie wir es waren, fast von symbolischer Bedeutung wurde und von einem erstaunlichen Erfolg begleitet war: man riß die Fenster auf, und über manch glattes hübsches Gesichtchen huschte — was? Ein Schatten der Enttäuschung. Es waren leider nicht die „Rechten“! Eine beträchtliche Menge Volkes sammelte sich um uns an, als wir vor dem Gasthause hielten, und der Wirt, auch ein berühmter Reiter, dessen Kopf einmal an einer Kyklopenmauer arge Verwüstungen angerichtet haben soll, kam dienstfertig herzu und versorgte eigenhändig unsere Pferde, während die freundliche Wirtin die Reiter erquickte.

Und nun wäre die Geschichte eigentlich zu Ende. Denn meine Qualifikation zur berittenen Teilnahme an der Prozession des Auffahrtsfestes ist mit dem Bisherigen auf das glänzendste dargetan, und die Heimfahrt ging ohne alle und jede Abenteuer vonstatten. Alte Erinnerungen tauschten wir noch aus, so zum Beispiel an einen alten Professor, der allemal fast in Ekstase

geriet, wenn er die Stelle aus Vergils Aeneis zitierte, die in so trefflicher Weise das Pferdegetrappel wiedergibt:

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum,
was Franz Regis Crauer in seiner geschätzten Uebersetzung (Luzern 1783) so verdeutscht:

Schlägt vierfüßig Geklapp der Hufen die lockern Felder.

Auch machte ich großartige Pläne, wie ich meine Reitkunst in Zukunft profitieren, ja sogar im Notfall in den Dienst des Vaterlandes stellen wollte. Dieser Gedanke brachte uns in eine patriotisch-gerührte Stimmung, und wir sangen — soeben war die Sonne untergegangen — das wehmütige Lied: „Zu Straßburg auf der langen Brück, da stand ich eines Tags...“ Mit großem Dank und mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, gaben wir unsere Pferde ab. Mit Nührung und heimlichem Schmerz trennte ich mich vom Schäckeli. Nie hat ein besseres Tier einen dankbaren Reiter getragen.

Es war finstere Nacht, als wir zu Fuß heimwärts wanderten. Noch einmal wurden die Erlebnisse des Tags besprochen, noch einmal neue Pläne für die Zukunft geschmiedet, und dann umging uns bald das heimische Haus und nicht lange nachher ein tiefer, tiefer Schlaf, so tief fast, wie derjenige, in den Brünnhilde versank, als sie in rasendem Mitt vor Wotans Hut geflohen war. Wie man alles viel besser verstehen lernt, wenn man reiten kann! Die Stelle des weckenden Siegfried wollten am Morgen die Kirchenglocken versehen. Doch erst, als der Strahl der schon hoch stehenden Sonne mich küßte, kam ich

DIESCHWEIZ
17668.

Keramische Sammlung Burkhard Rebers in Genf. Italienische Apothekervasen aus dem XVI. Jahrh., Töpfereien aus Urbino, Castel Durante und Sizilien.



ins Bewußtsein zurück und zwar ins Bewußtsein einer ganz schändlichen Not . . .

Düstere Traurigkeit senkt sich heute noch auf meine Seele, wenn ich an dieses Erwachen denke. Ich kann den Grund dafür nicht besser angeben, als indem ich eine Strophe des soeben zitierten Liedes ein wenig abändere und sage:

„Da hinten, ach, da hinten liegts
Mit festgebanntem Reiz,
Mit seinen „Mu“-en, seinem Weh —
Das Land des schweren Leids . . .“

N' importe! Schön wars! Daran lasse ich nichts markten!
Und erst die Prozession! Zweimal habe ich als Reiter dabei geglänzt, und nicht ohne Stolz berichte ich noch, daß ich es sogar selbst bis zum Rittmeister brachte und einem Dignitär des Stifts die edle Reitkunst beibringen sollte für die Teilnahme an der Auffahrtsprozession. Er bestellte sich dann zwar einen Führer, der sein Pferd bei der Prozession beständig am Zügel hielt. Ich hoffe aber, der geneigte Leser sei ohne weiteres da-

von überzeugt, daß dieses sonderbare Vorgehen jedenfalls der übertriebenen Mangelhaftigkeit des alten Herrn und keinesfalls der Unzulänglichkeit meines Unterrichts zuzuschreiben sei. Nein, nein! Eher alles andere lasse ich mir gefallen als einen Angriff auf meine Reiter-ehre! Die geht mir über alles . . .

Daß es keine Rosen ohne Dornen gibt, ist ein alter Erfahrungssatz. Man muß auch beim Reiten etwas mit in den Kauf nehmen, besonders am Morgen darauf. Das scheint mir übrigens auch schon in das Walfürenmotiv hineinzuklingen. Oder hab' ich nicht recht, wenn ich sage:

Hojotoho! Hojotoho!
Walfürensang, Walfürensang!
So lustig froh und doch so bang!
Das kommt von übermäßigen Quinten —
Beim Reiten aber kommts — von h — —
Hojotoho! Hojotoho!
Habei! Ho, Schäggele, Hooh!

Eine keramische Sammlung.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit zehn Abbildungen.

Ein Zufall brachte mich mit dem Manne in Berührung, der in einer Ecke des lauschigen Petersplatzes zu Genf sich und seine Schätze geborgen hielt. Gern schaut er auf den feierlichen Raum, den die gewaltige Portikus der Kathedrale, die Fassaden einfacher, bedeutender und reicher Paläste aus drei Jahrhunderten und, wie im Hinterhalt, gotische Bauten umfassen, dessen Grau aber das kispelnde Grün einiger Bäume aufheitert. Er ist selber solch ein im Alter noch frischer und mitten in der Stadt naturfroher Stamm, der sich die versteinernten Kameraden wohl gefallen läßt, formvoll wie sie sind, aber durchaus nach unablässigem Luftwechsel verlangt. Nicht

von historischen Arbeiten und Sammlungen ist er umschränkt; aber wo es eine freie Bahn für neue Gedanken zu brechen gilt, steht er in der ersten Reihe. Ihn interessiert die künstlerische Betätigung der Eiszeitmenschen; aber mit Feuer und Flamme steht er für die Pfadfinder unserer neuen Kunst ein. Seine Räume legen für beides Zeugnis ab.

Burkhard Reber heißt dieser aus dem Aargau gebürtige Mann. Von Beruf ist er Apotheker. Auch da ungewöhnlich. Schöpferisch und geschichtlich bei der Sache. Die Leistungen der ersten Art entziehen sich meinem Urteil. Von denen der zweiten aber soll eigentlich meine Mitteilung handeln. In der Ueberzeugung, daß auch die fortschrittlichste, die Naturwissenschaft, wissen müsse, wie sie logisch und mannell, geistig und technisch entstanden und gewachsen sei, ist Reber früh schon daran gegangen, bedeutende hergehörige alte Schriften und Gegenstände zu sammeln.

Vor vierzig Jahren hat er, ein wahrer Pionier, unter zahllosen Opfern und Schwierigkeiten, begonnen. Heute nennt er Säle voll von Büchern, Handschriften, Apparaten, Gefäßen aller Art sein eigen. Als die Genfer Universität 1909 ihr Jubiläum auch mit einer akademischen Ausstel-



Keramische Sammlung Burkhard Rebers in Genf. Vier große Vasen für flüssige Drogen und Wasser. Italienische Töpferei des XVI. und XVII. Jahrh.'s.